

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 84 (1994)

Artikel: Das "Rällu"

Autor: Arnold, Benjamin

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004089>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das «Rällu»

Zur Schulzeit gehörte das «Rällu» in der Karwoche. Weil die Kirchenglocken am Morgen des Gründonnerstags vom Beginn des Glorias bis zum Gloria am Karsamstag verstummt waren, trat an dessen Stelle das «Rällu». Auch hier bestand ein ungeschriebenes Gesetz, das streng befolgt wurde. Zuerst gab uns der Herr Lehrer vor der Schulentlassung am Mittwoch vor dem Gründonnerstag noch einige heilsame Ermahnungen. Grosses Gewicht legte er darauf, dass das «Rällä» nicht ein sinnloses Getue sei, sondern eher ein Gottesdienst, der das Läuten vom Kirchturm herunter ersetzen solle. Fröhlich verliessen wir die Schulstube und liefen sofort nach Hause. Und nach einem kurzen z'Vieri nahmen wir die «Rällu» auf die Achsel und begaben uns in den «Lauigraben». Die «Rälla» war eine Holzraffel mit einem langen Stiel, einem Holzrad und einem dünnen Brett, das mit einer Holzumrahmung am Rad befestigt war. An der Umrahmung war parallel zum Rad eine Querleiste in halber Breite zur Brettlänge angebracht. Mit einer Holzbisse konnte man das «Rällubrett» fester an das Holzrad drücken, was den «Rälluloton» stark erhöhte. Die meisten Schüler nahmen an diesem sogenannten Gottesdienst teil. Jedoch hatten nicht alle eine eigene «Rälla». Daher sicherten wir uns diese «Rälla» oft schon am Anfang der Fastenzeit aus Familien, die wohl eine «Rälla» hatten, aber niemanden mehr zur Schule schicken mussten. So habe ich mir einmal schon am Aschermittwoch bei der Familie Alois Escher im Stutzji zwei solche «Rälla» gemietet und diese sofort in unserem Estrich aufbewahrt, bis in die Karwoche. Dann brauchte es drei Hauptmänner meistens Schüler aus der letzten Klasse, die mit einem blauen Waffenrock und einem alten «Käppi» bekleidet waren. Irgendwo hatten sie auch noch einen langen Säbel aufgetrieben. Auch diese Ausrüstung sicherten sich diese Hauptmänner, schon frühzeitig. Nachdem die Hauptleute und die übrigen Schüler eingetroffen waren, begann das «Stabu»; das war wieder eine Formalität, der grosses Gewicht beigemessen wurde. Die zwei bis drei Schüler, welche die grössten Raffeln hatten, mussten antreten und die «Rällä» in die Runde drehen. Jener Schüler, dessen Raffel den stärksten Ton auslöste, war der erste in der Reihe. Und so ging das «Stabu» immer weiter bis zum kleinsten Knirps, dessen Raffel nur noch einen Ton von sich gab wie eine alte Kaffeemühle. Der Hauptmann schrieb jedesmal mit einem Farbstift die Rangordnung auf das «Rällubrätt». Wenn einer dem andern vorauslaufen wollte, kamen die Hauptleute und kontrollierten die Nummer vom «Stabu» und stellten die Ordnung wieder her. Während dieser Zeit fing der Priester in der Kirche bereits die «Polmetti» an. Das waren Psalmen, die in der Karwoche vom Herrn Pfarrer im Chorstuhl gebetet wurden. Wir stellten uns in zwei Gliedern auf der «Lauwibrücke» auf, voran zwei und in der Mitte je ein «Rälluoffizier». Mit der «Rällu» auf der rechten Schulter ging's unter strengem Stillschweigen in die Kirche. Im Mittelgang stellten wir die «Rälla» rechts zu Boden, die zwei ersten Offiziere standen am Fusse der drei Stufen,

der dritte stand mit einer Amtsmiene mitten im Kreuzgang. Wir kamen uns dabei sehr wichtig vor. Ob einer von uns etwas dabei gebetet hat, weiss ich nicht mehr. Aber ich bin überzeugt, dass der liebe Gott an unserem guten Willen, es recht zu tun, Freude hatte.

Im Chor befand sich ein Kerzenständer mit einem Dreieck. Auf den beiden Seiten dieses Dreiecks standen zu beiden Seiten brennende Kerzen. Nach jedem Psalm musste der Sakristan eine Kerze löschen. Ob diese Kerzen die Apostel und Jünger, die den göttlichen Heiland allmählich alle verlassen hatten, symbolisieren sollten, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Nachdem die letzte Kerze ausgelöscht war, nahmen die Hauptmänner die Säbel mit Würde aus der Scheide und hielten sie in die Höhe. Nach diesem Zeichen mussten wir sofort anfangen zu «rällen». Etwa nach zwei, drei Sekunden senkten die Haupteute den Säbel. Dann mussten die Raffeln sofort schweigen. Nach einer kurzen Pause gingen die Säbel erneut in die Höhe, und die Raffeln ertönten wieder. Zum dritten Mal geschah die gleiche Zeremonie. Damit wollte man dem gläubigen Volke in Erinnerung rufen, dass es den englischen Gruss zum Schluss der «Polmetti» beten solle. Mit gehobenen Säbeln machten die Haupteute rechtsumkehr und gingen durch den grossen Gang aus der Kirche, wir folgten ihnen «rällernden» Fusses, hinaus auf den Dorfplatz. Dort stellten wir uns auf zum «Bätturällu», denn die Glocken waren stumm. Vom Dorfplatz gingen wir zuerst durch die alte Römerstrasse (Stutzji) hinunter bis zum Hotel Fletschhorn. Dort war der erste Halt. Etwa nach fünf Minuten zogen wir weiter bis zum Elternhaus und zum Wohnhaus und zur Garage von Anton Arnold-Henzen. Auch hier dauerte der Halt etwa fünf Minuten. Dann ging's weiter bis zum Hotel Post, wo eine Hälfte durch den Bogen ins obere Dorf marschierte und der andere Teil direkt bis zur Sust. Dort war wieder gemeinsamer Halt. Dann trennte man sich ein weiteres Mal, eine Hälfte ging über den Biel, die andere bis zum Dorfbrücklein, wo man dann gemeinsam zum Friedhof zog. Eine Hälfte ging über den Friedhof, der andere Teil zog weiter bis auf den Dorfplatz. Hier kamen erneut alle zusammen, und die Haupteute gaben das Zeichen zum Ruhen und zum englischen Gruss, wie vorher in der Kirche. Für diesen Abend war Feierabend. Der Hauptmann gab nur noch bekannt, dass anderntags morgens um fünf Uhr «Bätturällu» sei, wo jeder wieder anzutreten hatte.

Das ungeschriebene «Rällureglement» war ganz besonders darauf bedacht, alle Winkel des Dorfes zu erfassen und an die Karwochenandachten zu mahnen. Am Gründonnerstag begann das «Rällu» am Mittag um halb zwölf Uhr. Statt Mittagläuten war «Mittagrällu». Das nahm seinen Anfang auf dem Dorfplatz, wieder den gleichen Weg wie am Vorabend, und dieser Modus wurde immer so beibehalten. Eine kleine Abweichung war am Gründonnerstag nachmittags. Um zwei Uhr war eine Prozession mit dem Heiligsten Altarsakrament. Da sammelten wir uns um halb zwei Uhr auf dem Dorfplatz und gingen wieder die gleiche Route voraus und in der Mitte die Hauptmänner. Damit wollten wir Schüler die Erwachsenen zur heiligen Prozession einladen. Diese führte von der Kirche weg hinauf zur Landstrasse und bis hinunter zum «Marienkäppeli» beim Hotel Fletschhorn. Dort erteilte der Kilch-

herr den Segen, und je zu zweit, unter dem Beten des heiligen Rosenkranzes, ging's wieder zurück zur Kirche. Vor dem Weggang der Prozession stellten wir uns auf dem Dorfplatz auf. Links und rechts beim Kirchengittereingang standen zwei Hauptmänner mit gestreckten Säbeln, der dritte stand vor der Stiege des grossen Escherhauses. Alle drei machten eine wichtige Amtsmiene. Die «Räller» verteilten sich der Reihe nach auf der Mauer vor der Kirche und auf der Doppelstiege zum Escherhaus. Die zwei Kleinsten standen vor der Seitentüre zur Kirche und trieben dort ihre zwei kleinsten «Rällen» nach Leibeskräften in die Runde. Zu diesen Kleinsten gehörten einmal der spätere Theologe Peter Arnold und ich, ein Jahr jünger. Wir hielten ihm eine «Rälla» ausgeliehen, natürlich die kleinere. Da gab er mir ein Apfelküchlein aus der Tasche, und ich habe ihm sofort die grössere ausgehändigt.

Sobald das Prozessionskreuz unter der Kirchentür erschien, gaben die Offiziere das Zeichen zum «Rällen». Wir alle gaben uns Mühe, mit unserem Krach die Turmglocken zu übertönen. Das betende Volk, zum Schluss der Herr Pfarrer mit zwei Ministranten, schritt andächtig an uns vorbei.

Sobald die Prozession aus unserem Blickfeld verschwunden war, haben wir, abwechlungsweise jene auf der Kirchenmauer oder jene auf der Escherstiege, die «Rälla» geschwungen. Als dann die Prozession wieder auf dem Dorfplatz erschien, war erneut voller «Rälleneinsatz». Als Peter und ich auf der Stiege der Kirchenseitentür unseres Amtes walten, wussten wir noch nicht, dass wir später sieben Jahre lang miteinander durch die einstigen Jesuitenhallen des Kollegiums von Brig schreiten würden.

An diesem Tag waren nur noch das «Polmetti- und das Bätturällu» auf dem Programm. Nachher kehrten wir mit den Raffeln nach Hause. Der Karfreitag und der Karsamstag bis zum Gloria bei der Morgenmesse hatten das gleiche Programm. Die Hauptmänner mussten auch während des Tages für Ruhe und Ordnung sorgen. So durfte zum Beispiel am Tage zu Hause niemand raffeln, um das betende Volk nicht zu verwirren.

Wurde ein solcher Spitzbube entdeckt, bekam er am Abend beim «Polmetti-rällern» von den Offizieren mit dem Sabel eins auf die Verlängerung des Rückgrates. Die gleiche Strafe musste auch derjenige über sich ergehen lassen, der in der Kirche oder vorne auf dem Dorfplatz beim «Englisch-Gruss-Läuten» oder besser gesagt «Englisch-Gruss-Raffeln» die Säbelzeichen der Hauptmänner nicht beachtete. Gebüsst wurden auch jene, die am Morgen um fünf Uhr das «Bätturällu» verschliefen. Je nach Alter des Fehlenden liess man eine gewisse Milde walten. Die Hauptleute nahmen auch hie und da einem «Rällenden» die Raffel ab. Dieser durfte dafür den Säbel tragen. Überdies konnte ein Hauptmann ab und zu seine Uniform einem anderen geben. Ein solcher Fall ist bei mir etwa im dritten oder vierten Schuljahr eingetroffen. Ich zog den Waffenrock an, der mir fast auf die Schuhe reichte. Mit dem Säbel streifte ich fast den Boden. Aber trotzdem stellte ich mich mutig an die Spitze des Zuges. Aber, o je: Zuunterst im Stutzji (es war zur Zeit der Schneeschmelze) hatte der Schnee den Sonnenstrahlen weichen müssen, und was zurückblieb, waren die Eisschlacke und das Schmelzwasser, das den Mist der Kühe, welche den Winter hindurch täglich zum Dorfbrunnen zur

Tränke gingen, mitgeführt hatte. Ich fiel auf die Nase und der Säbel zwei, drei Meter von mir weg. Das war für mich eine totale Niederlage. Ich stand auf, weinte, und die Tränen und das dreckige Schmelzwasser tropften auf den Boden. Am liebsten hätte ich mich irgendwo verkrochen. Ich war mir bewusst, dass meine Autorität für diesmal verschwunden war.

Mit dem Gloria der Karsamsliturgie ertönten wieder die Glocken vom Kirchturm herunter. Nach dem Gottesdienst trugen wir die Raffeln heim, ohne mehr einen Ton von uns zu geben. Jene, die eigene Raffeln hatten, versorgten sie im Estrich. Diejenigen, welche die «Rälla» gemietet hatten, brachten diese dem Eigentümer zurück. Für ein Jahr waren die Raffeln still und stumm.

Leben auf der Voralp

Gegen Mitte Juni kam das Dingvieh. Vor dem ersten Weltkrieg kamen die Kühe und auch etwa Geissen aus Oberitalien (aus der Umgebung von Domodossola) zur Sömmerung ins Dorf. Während des Krieges, als man kein Vieh einführen durfte, holte man diese Dingkühe aus dem Oberwallis, aus der Umgebung von Brig und Visp. In Simplon-Dorf waren die Alpweiden viel weiter ausgedehnt als die Wiesen, die das Heu und das Emd lieferten. Aus diesem Grund dingte man diese auswärtigen Kühe, um einerseits die Weiden besser ausnützen zu können und andererseits den Ertrag von Butter und Käse zu steigern. Einmal, vielleicht sogar mehrmals im Sommer, wurde die Milch der fremden Kühe gemessen, und an Hand dieses Quantums Milch wurden die Eigentümer im Herbst entweder mit Käse oder Bargeld entschädigt. Für die Kälber und Rinder, die sehr oft mitkamen, erhielt umgekehrt der Bauer einen abgemachten Geldbetrag.

Zwischen dem 8. und 10. Juli wurde dann die Alp «Oberstafel» besetzt. Da kamen die Familien Anton Zenklusen-Kluser (später ihr Schwiegersohn August Drachsler-Zenklusen) an die «Bästa» und machten dort einen zehn Tage langen Halt. Auch wir trieben dann unser Vieh nicht mehr auf die Laquinweiden, sondern eben über den Ober-Stafel-Steg hinüber auf die Bästa-Alpe. Denn diese gehörte zur Geteilschaft «Ober-Stafel», der auch wir angehörten. Das war für uns Laquinbuben ein richtiges Fest, denn diese Familien waren immer sehr liebenswürdig, und sie brachten Kinder und Hirten mit. Dann hatten wir beim Hüten Gesellschaft. Im Frühjahr und Herbst waren wir im «Laggin» immer allein.

Am Ober-Stafel wohnten wir mit der Familie Anton Zenklusen zusammen in einer Hütte. Jeder Familie gehörte die Hälfte, bis dann mein Vater auf dem «Ännern-Stafel» eine Hütte baute, etwa zwei-, dreihundert Meter von der früheren Hütte entfernt. Das war immer eine schöne Zeit. Die Hirten hatten Gesellschaft und Unterhaltung, besonders abends vor dem Rosenkranz, welcher den Abschluss des Tages bildete.

Um fünf Uhr stand man am Morgen wieder auf, die Mutter kochte ein kleines z'Morgen, und dann ging's an die Arbeit. Je ein Hirt machte sich auf die Suche nach den Geissen. Die Mutter und eine grösere Hilfe gingen ans Kuh-

melken. Inzwischen trafen die Geissen auf dem Stafel ein und wurden ebenfalls gemolken. Nachher wurden sie wieder laufen gelassen. Am Oberstafel durften wir diese Tiere Tag und Nacht frei laufen lassen. In Regennächten suchten sie Schutz unter Flühen und Felsen und in Höhlen. Nach dem Melken sind auch wir Kleineren aufgestanden, und es gab ein gemeinsames Frühstück, bestehend aus einem guten Kaffee mit Brot und «Scheidul» (geräucherter Zieger).

Die grösseren Hirten nahmen eine Hütte und eine Sichel, mir band die liebe Mutter ein stoffenes Säcklein um den Hals, zum sammeln von Heilkräutern und die Kühe wurden auf die Weide getrieben, nachdem sie zuerst vor dem Stall noch eine Handvoll «Gläck» bekommen hatten. Das nährte und sollte den Appetit anregen. Die grossen Hirten sammelten beim Hüten Brandblumen, Blutkraut, «Gebiui», Laubsprossen, Weisslaub usw. Andere wieder füllten Hütten mit Holz oder «Ihanni»*. Die obgenannten Kräuter wurden auf dem Dachboden im Schatten gedörrt, zusammengeschocht und am Samstagnachmittag in eine Hütte gepresst und darauf die Butterballe gebettet. Im Dorf wurde dann dieses «Sommergläck» im Estrich an einem bestimmten Ort aufgebettet. Was mit diesem «Sommergläck» geschah, werde ich später schildern.

Ich, noch ganz klein, sammelte verschiedene Teesorten, vor allem Kamille, dann Frauenmänteli, Silbermänteli, Spitzwegerich, Schafgarbe, Himbeerstaudenblätter, Brombeerblätter, Johanniskraut und vieles andere mehr. Der Oberstafel war reich an bewährten Heilkräutern, wie überhaupt das ganze Laggintal. Hier ist zu sagen, dass ich mit meinen vier bis fünf Jahren diese Pflanzen gar nicht kannte. Meine Schwester Hortensia oder Bruder Otto führten mich in diese Wundermittel ein. Dadurch wurden sie die Vorläufer der Botanikprofessoren Herr Dr. Ursprung in Freiburg und Herr Dr. Ritz an der Universität Bern. Diese Kräutlein nahm ich heim, sortierte sie sorgfältig und dörrte sie im Schatten. Dann gab ich sie meiner lieben Mutter, welche sie im Herbst ins Dorf nahm und separat in einem beschrifteten Papiersack, im sogenannten «Medizinkorb», aufbewahrte. Eine herrliche Medizin für Mensch und Tier! Gegen elf Uhr trieben wir die Kühe hinauf zum Alpsee zur Tränke und liessen sie da auf den Nachmittagsweiden allein. Wir Hirten gingen zurück zur Hütte. Doch vor dem Betreten der Hütte knieten wir vor dem grossen Alpkreuz nieder, und in einem innigen Gebet übergaben wir die alleingelassenen Kühe dem Machtenschutz Gottes und seiner heiligen Mutter. Dann gab's eine kräftige «Minestra». Ob damals beim Sammeln dieser Heilkräuter der Apothekerberuf schon in mir schlummerte, das weiss nur der liebe Gott. Nach einer kurzen Pause gingen die Hirten zu den Kühen auf die Nachmittagsalpe zurück. Die in der Hütte Zurückgebliebenen besorgten den Alpenbetrieb (...).

* «Ihann» war eine Zugabe der Nahrung, welche die Kühe am Tag auf den Weiden selber zu sich nahmen. Sie beinhaltet Kräuter, wie z.B. «Blachtä», «Schärlicha», «Tschuggihowä», «Astranza» und anderes mehr. Diese Kräutersorte eignete sich für den Heustock weniger gut, denn sie dörrte nicht gut und war für das Heu eher ein Schaden. Dagegen steigerte dieses Kraut den Nutzertrag beträchtlich.

Das solide Alpkreuz auf dem Stafel hatte der edle Studenten-Vater der Brüder Ernst Zenklusen, Pfarrer, und Eduard Zenklusen, Pater SJ, gesetzt. Er hiess Josef Zenklusen-Kluser. Dieser gleiche Bauer baute kurz vor seinem Tode unten im Laggintal ein kleines Kapellchen mit dem Muttergottesbild. Mancher müde Wanderer hat hier vor diesem Bildstöcklein Halt gemacht und in einem stillen Memento seine Seele dem lieben Gott empfohlen.

Wenn die Kühe und Geissen wieder von der Alp heimkamen, ging's nach einem kurzen z'Vieri wieder ans Melken. Andere kräuteten die «Ihanni» für den folgenden Tag oder holten von den Alpenrosenstauden die obersten Sprossen. Diese wurden in einem Hacktrog mit einem Meissel ganz klein zerhackt und in einem niederen, weiten Holzgefäß mit Krüschi und Salz gemischt und am anderen Morgen den Milchkühen beim Verlassen des Stalles verabreicht. Diese Alpenrosenstauden wurden oft aus dem Boden gerissen, gedörrt und bei der Käsezubereitung verwendet, um rasch ein grösseres Feuer zu bekommen. Im Herbst, kurz vor dem Verlassen der Alpen, wurde der frische, weiche Mist mit Wasser verdünnt und über die «Ihanniplätze» geleitet. Das förderte das Wachsen dieses nützlichen Krautes für das folgende Jahr.

Ende August nahmen wir Abschied vom unvergesslichen «Oberstafel» und zogen wieder hinunter an die «Bäschta», wir hinüber ins «Laggin». Den Käse trug man schon an den vorhergehenden Tagen zugleich mit dem «Scheidul» (Zieger) in die Voralp hinunter.

Nach einem Halt von ungefähr einer Woche nahmen unsere Nachbarn definitiven Wegzug in den oberen Dritt. Wir verabschiedeten uns von den lieben Kameraden und blieben bis zum Beginn der Primarschule allein im Laggin zurück. Im Laggin ging der Bauernbetrieb wie im Frühjahr weiter. Beim Hüten sammelten wir Hirten dann wieder «Sommergläck», Holz und «Ihanni» und sehr viele Beeren. Besonders wurden Heidelbeeren gesucht, die man gut verkaufen konnte. Als kleiner Student durfte ich die Beeren, die ich gepflückt hatte selber verkaufen. Den Erlös durfte ich behalten für die langen zehn Monate am Kollegium von Brig.

Ende September ging dann das Dingvieh wieder zurück in seine Heimat, entweder nach Italien oder in die umliegenden Dörfer von Brig und Visp. Für den Kuhtreiber, einen Hirten, war das immer ein Fest. Denn die Eigentümer, denen wir das Vieh brachten, hatten immer Äpfel, Birnen, Trauben und im Frühjahr sogar Kirschen im Rucksack. Diese Früchte durften wir dann nach Hause nehmen, worüber sich die zu Hause gebliebenen Hirten besonders freuten.

Das Leben auf der Lagginalpe nahm dann andere Formen an. Kühe und Kälber hatten wir nicht viele, Ziegen und Schafe konnten wir frei laufen lassen. Doch die Ziegen hatten im Herbst den Drang in die Höhe. Oft kamen sie im Herbst am Abend nicht von selber zurück. Wir mussten sie suchen und holen. Als ich in späteren Jahren diese Aufgabe zugeteilt bekam, machte ich mich auf den Weg in die Höhe. Als ich die Geissen nicht sofort fand, betete ich zu den armen Seelen ein Vaterunser. Und als der Herbst zu Ende war, hatte ich sicher mehrere Tausend Vaterunser-Schulden. Diesen Schuldenberg konnte ich niemals abtragen. (...)

Mein erster Weggang aus dem lieben Elternhaus

Mein Vater hatte in Ried-Brig, im Nebenweiler «Brei», eine Schwester mit Namen Cölestine. Sie war dort verheiratet und schenkte ihrem Mann eine kräftige Tochter. Doch fand dieses Eheleben bald ein Ende durch den Tod des guten Hausvaters. Meine liebe Tante Cölestine hatte auf der Gemeinde im oberen Drittel zwei Alpen. Die Maien- und Herbstsässe war die Alp «Saal», die Alp im Hochsommer war die «Chluismatten». Eines Sonntags, als die Tante vom Saal ins Dorf hinunter zur Sonntagsmesse kam, sagte sie zu meinen Eltern: «Ihr habt im <Oberstafel> genug Kinder. Gebt mir den Benjamin als Beihirt, bis wir im Spätherbst wieder nach Ried-Brig zurückzügeln.» Der Handel war abgeschlossen, und meine Eltern, als sie am Sonntagnachmittag wieder in's «Laggin» kamen, brachten mir diese neue Nachricht. Ich war darüber nicht sehr erfreut. Denn ich wusste nur zu gut, dass mir in diesem Sommer der «Oberstafel» verloren ging. Und ein Sommer ohne «Oberstafel» war für mich kein Sommer. Die Mutter machte sofort meine dürftigen Kleider parat, wusch und flickte alles, und die gute Hortensia strickte mir noch sofort ein Paar Strümpfe, und mangels Handköfferchen packte die Mutter alles in ihr Kopftuch. Und der Vater schnitt mir aus einer «Troselstau-de» einen kurzen Stock und hängte das Kleiderbündel daran. So ausgerüstet, kam mein Bruder Theophil mit mir bis ins Dorf. Mit tränenumflorten Augen verliess ich die Geburtsstätte. Im Dorf übergab mich mein Bruder dem Onkel Anton, der mich auf seiner Postkutsche bis hinauf zu den «Chluismatten» nahm. Dort kam mir die gute Tante Cölestine entgegen und nahm mich liebevoll auf. So war ich in meiner ersten Lebensstellung. Grosse Hilfe hatte man an mir nicht. Ich war noch zu klein. Aber was ich tun konnte, tat ich gerne. Ich sammelte etwas Holz, hie und da auch Beeren, half der Tante etwas beim «Ihannu» oder holte Wasser und half auch oft die Kühe hüten. Wenn dann abends die Kühe von den Alpweiden zurückkamen, trieb ich sie zum Stall. Zum z'Vieri gab mir die gute Tante immer ein grosses, kräftiges Butterbrot, auf das freute ich mich den ganzen Tag. Überhaupt war das Essen immer gut. Ende August, anfangs September verliessen wir die «Chluismatten» und zogen in die Herbstsässe in den «Saal» zurück. Dort zog ich dann jeden Tag mit dem grossen Hirten, Magdalena Schmid aus Glis, mit den Kühen auf die Weide und Ende Herbst auf die Matten. Dann kehrte die Familie ins «Brei» bei Ried-Brig zurück. Als Besoldung gab mir die Tante Cölestine ein Paar neue Schuhe und noch etwas Geld. Wirklich eine grosse Besoldung für meine spärliche Hilfe. Das war meine erste Lebensstelle.

Gemeindetrunk

In die Wintermonate fiel auch der sogenannte Gemeindetrunk. Damals, als es mit den Finanzen der Gemeinde noch gut stand, wurde am 31. Dezember, nachmittags um 1 Uhr, die Jahresversammlung abgehalten. Der Gemeindepräsident eröffnete mit ein paar freundlichen Worten an die Bürger die Ge-

meindeversammlung. Der Gemeindeschreiber, damals mein Onkel Cäsar Arnold, verlas die Gemeinderechnung. Dann begann die Diskussion. Diese verlief meist sehr lebhaft. Jeder durfte seine Wünsche und Anliegen anbringen. Die Gemeinderechnung wurde dann in der Regel anstandslos genehmigt. Ein Streitpunkt war meistens die Schafalp «Hohsaas». Dort gingen die Meinungen oft stark auseinander, sei es in bezug auf das Besetzen der Alpen im Sommer oder das Herunternehmen der Schafe im Herbst, oder sei es hinsichtlich der Anzahl «Läcktage» im Sommer. Es redeten oft zehn bis zwanzig Mann miteinander. Der eine übertönte den anderen, und nach einer halben Stunde war man gleich weit wie am Anfang. Der Gemeindepräsident ergriff dann das Wort und sagte mit fester und bestimmter Stimme: «Meine lieben Dorfbürger, wie ihr seht, sind wir alle gleicher Meinung. Also lassen wir es beim alten.» Der Gemeindeschreiber nahm davon Notiz in seinem grossen Protokollbuch. Und auf diese Weise kam Punkt für Punkt zur Beratung, so dass jeder seine Meinung und sein Begehr an den Mann bringen konnte. Es ist noch zu sagen, dass natürlich nur stimmfähige Bürger diese Versammlung besuchen durften. Als Studenten haben wir uns da oft köstlich ergötzt. Zum Schluss ergriff der Gemeindepräsident das Wort, liess über neue Bestimmungen abstimmen, und wenn der geschäftliche Teil unter Dach gebracht war, wünschte er der ganzen Gemeinde recht viel Glück und Segen und Wohlergehen im neuen Jahr.

Anschliessend wurde der ganzen Gemeinde ein Trunk verabreicht, der sogenannte Silvestertrunk. Die Bürger nahmen an grossen Tischen und Bänken Platz, Zinnbecher wurden verteilt, und in grossen Zinnkannen wurde der gute rote Wein aus Italien eingeschenkt. Aus den Taschen brachte jeder Fleisch, Salami, Schinken und vieles mehr, und jeder Bürger bekam von der Gemeinde eine grosse «Migga» (Semmelbrötchen, Weggen), auch für Familienmitglieder, die gerade in der Fremde weilten. So brachte mein Vater immer eine Anzahl «Miggen» nach Hause, weil die Söhne schon zum Teil ausgeflogen waren. Dass beim gemütlichen Beisammensein bei Speise und Wein mancher über den Durst trank, war fast nicht zu vermeiden.

Uns Schulbuben wurde ebenfalls Wein verabfolgt. Jedoch waren wir nicht in der Gemeindestube, sondern in einem anderen Gemeindelokal, und etwa nach einer guten Stunde hat der vorsichtige Lehrer den Bubengemeinde-trunk abgebrochen.

Auch uns gab der Vater Fleisch mit, die «Doppelmigga» verabreichte man uns im Gemeindelokal. Da wir drei Brüder beisammen waren, schnitten wir nur ein Brot an, den Rest von zwei ein Viertel «Miggen» brachten wir in fröhlicher Stimmung nach Hause. Ob ein solcher Trunk für uns Schüler sinnvoll war, das zu überlegen überlasse ich jedem selbst. Der Gemeindetrunk in der Gemeinde Simplon hat bald nachher sein Ende genommen. Ich kann mich nur erinnern, einen einzigen solchen Bubentrunk mitgemacht zu haben.